

Edition Sternsaphir





 Für meine Töchter:

Franka und Greta





© 2016 Susanne Kauschinger

Umschlag, Illustration: Nadine Drexler
Verlag: Edition Sternsaphir, Saldenburg

ISBN

Hardcover: 978-3-9817493-4-2

Softcover: 978-3-9819702-3-4

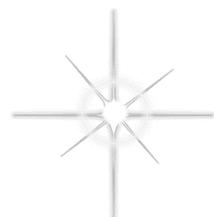
e-Book: 978-3-9817493-8-0

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.





Die Autorin ***Susanne Kauschinger***, Jahrgang 1974, lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Deggendorf.

Derzeit arbeitet sie überwiegend als Qigong Lehrerin.

Die Inspiration für die Geschichte ***"Frieda Finch & das Glitzern im Wald"*** kam ihr, als sie eine ihrer Töchter beim Spielen im gegenüberliegenden Waldstück beobachtete.

*„Wie beneidenswert, sich seine Welt so auszumalen, wie man sie haben möchte
- das mache ich jetzt auch.*

*Dann hat es einfach unglaublich viel Spaß gemacht, alles niederzuschreiben.
In unserer modernen, digitalen Welt ist es wichtig, den Kindern die Schönheit
und Wohltat der Natur näherzubringen und sie auch als
Erwachsener nicht zu vergessen.“*

(Susanne Kauschinger)





Frieda Finch & das Glitzern im Wald





1. Das Ding in der Astgabel

„Ey Finch, hast du noch einen dieser supergesunden Betonriegel? Die waren eigentlich nicht sooo schlecht!“, schreit Fritz Holzhammer, ein blonder Junge aus meiner Klasse, in der großen Pause zu mir herüber. Frech mustert er mich mit seinen großen, strahlend blauen Augen. Er hatte sich gestern wieder einmal eines der selbst gebackenen, riegelähnlichen Knäckebröte meiner Mutter aus meiner Brotzeitbox geschnappt. Ohne zu fragen, versteht sich. Wie immer macht er sich dann darüber lustig, wie extrem hart diese Dinger sind. Er hat recht. Man beißt sich wirklich fast die Zähne aus. Aber sie schmecken und sind, wie alles, was meine Mama in der Küche produziert, echt gesund! Trotzdem kocht sie auch Dinge, die nicht so lecker sind. Dinge, bei denen man nicht so genau weiß, was das eigentlich sein soll... Da wünsche ich mir schon ab und zu Capri Sonne und Donuts, aber leider sucht man so etwas vergebens bei mir. In meiner Brotzeitbox gibt es selbst gebackene Bröte aus ökologischer Landwirtschaft und Obst von glücklichen Bäumen. Etwas anderes kommt ihr nicht in die Papiertüte. Ist ja soweit alles ganz in Ordnung, aber auch ein bisschen anstrengend und manchmal echt peinlich. Wie heute zum Beispiel. „Ich habe nur Karotten und Fenchel“, rufe ich zurück. Fritz verzieht das Gesicht und meint wenig begeistert: „Das iss mal lieber selber!“ Anna, meine beste Freundin, sieht leider auch nicht so aus, als wollte sie mir etwas Fenchel abnehmen.





Ich muss lachen, weil beide so lustige Grimassen schneiden. Mein Gelegenheits-Pausenbrotdieb dreht sich um und läuft zurück zu seinen Freunden. Seine Haare stehen wie Igelstacheln in alle Richtungen weg, echt komisch! Ich finde, dass das zu ihm passt. Denn er ist zwar frech, aber nie gemein. Ich mag ihn irgendwie, auch wenn ich das nie sagen würde - nicht einmal Anna.

Der Winter hat sich schon längst verabschiedet, aber es ist immer noch sehr kühl auf dem Pausenhof. Alle tragen noch ihre dicken Winterjacken und warmen Wollmützen. Jeder wartet schon sehnsüchtig auf richtiges T-Shirt-Wetter! Ein Hauch von Frühling liegt aber bereits in der Luft. So eine besondere Mischung aus modrigem Laubboden und den frischen, zarten Trieben der Pflanzen. Tief atme ich diesen Duft ein und genieße die ersten Sonnenstrahlen. Doch die kitzeln mich so stark in der Nase, dass ich lautstark niesen muss. „Gesundheit“, sagt Anna belustigt. Ich will mich bedanken, da erwischt es mich wieder. Als ich die Niesattacke überstanden habe, lachen wir beide. Anna und ich kennen uns seit der ersten Klasse und sitzen seitdem auch nebeneinander. Wir sind beide zehn Jahre alt und gehen in die vierte Klasse. Anna und ihre Eltern kommen ursprünglich aus der Ukraine. Sie kann deshalb auch, neben Deutsch, Ukrainisch sprechen. Ich beneide sie dafür, in einer Sprache zu sprechen, die die anderen nicht verstehen. Mein Vater ist zwar in England geboren, aber er ist schon als Kind nach Deutschland gekommen. Er spricht nur noch englisch, wenn sein Fußballclub verliert und er lauthals flucht. Das sei befreiender in der Muttersprache, behauptet er. Außerdem glaubt er, wir Kinder verstehen es dann nicht. Somit bin ich mit englischen Schimpfwörtern aufgewachsen, die ich nicht benutzen darf. Das kann man nicht gerade als “zweisprachig aufwachsen“ bezeichnen!

Die Glocke läutet und wir trotten zurück ins Schulgebäude, um nach drei endlos erscheinenden Unterrichtsstunden später wieder den Weg nach Hause einzuschlagen. Ich habe Glück, ich habe es nicht weit. Es sind nur zehn Minuten zu Fuß. So kann ich mir das nervige Warten auf den Bus sparen. Heute gehen Kati und Jana den Weg mit mir. Sie sind eine Klasse über mir im selben Gebäude. Beide wohnen in derselben Straße wie ich, der Eichenstraße, und manchmal spielen wir zusammen, aber mittlerweile gehen wir uns oft ganz schön auf die Nerven. Jana spielt sich ständig als eine Art Anführerin auf. Dabei gibt es da gar nichts anzuführen. Sie will uns andauernd vorschreiben, was wir spielen, wer mitmachen darf und wer nicht. Das war eigentlich schon immer so. Doch jetzt bin ich wohl in einem Alter, in dem ich dazu keine Lust mehr habe. Wir schlendern ohne Eile den Heimweg entlang. Während die beiden laut miteinander schwatzen, hänge ich meinen Gedanken nach.





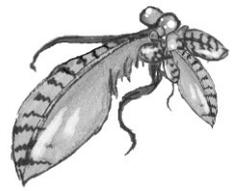
Seit ich ein halbes Jahr alt bin, lebe ich mit meinen Eltern, Cordula und Peter, und meinem großen Bruder Erik in der Eichenstraße. Der Name dieser Straße hat sicherlich etwas mit dem anliegenden Waldstück zu tun - *meinem* Wald, bestehend aus vielen hohen alten Eichen und einigen anderen Bäumen und Pflanzen. Wenn ich sage: „mein Wald“, meine ich nicht, dass er mir gehört. Er gehört so zu mir wie ein guter alter Freund. Der beste Freund! Seitdem ich denken kann, zieht mich dieses Fleckchen Erde magisch an. Oft schaue ich einfach nur von meinem Zimmerfenster aus hinüber und träume vor mich hin. Er liegt direkt vor unserem Haus und immer, sobald ich Zeit habe, gehe ich dort hin. Wir leben zwar in einer Kleinstadt nahe dem Zentrum, aber trotzdem ist es sehr ruhig in unserer Ecke. Wenn ich aus dem Fenster blicke, sehe ich Eichhörnchen, Eichelhäher, Raben und sogar Rehe. Es ist einfach der Ort, an dem mich niemand stört und alles möglich zu sein scheint. Nicht alle Kinder aus meiner Straße spielen im Wald. Einige der Mütter haben Angst vor Zecken und sind nicht scharf auf dreckige Klamotten. Da meine Eltern eher zu der Sparte „Ökos“ gehören, darf ich mich schmutzig machen, ja - meine Mama strahlt, wenn ihre Tochter in der Natur spielt. Na ja, irgendwie ist meine Familie etwas anders als der Rest hier, so richtig passen wir nicht hierher, aber was soll's, ich fühle mich trotzdem sehr wohl.

„Wisst ihr was?“, meint Jana. „Wie wär's, wenn wir uns später vor meinem Haus treffen und „Tanzakademie“ spielen? Ich hab da gestern was Cooles im Fernsehen gesehen! Die Schritte weiß ich noch ganz genau und ich bin dann die Tanzlehrerin und bringe sie euch bei!“ Kati und ich sehen uns an. Eigentlich habe ich ja nichts vor und es wäre schon in Ordnung, ein bisschen bei ihr herumzuhüpfen. Hin und wieder macht das ja auch Spaß. Aber sie macht eben ständig auf „oberwichtig“, obwohl tanzen nicht gerade zu ihren Talenten gehört. Janas Oma stopft uns immer mit Süßigkeiten voll und ich muss aufpassen, dass Mama das nicht sieht. Nicht, dass ich so etwas gar nicht essen darf, aber bei Janas Oma bekommt man so viel, bis einem fast schlecht wird.

Kati, die sowieso alles tut, was Jana will, nickt. Wir schlendern gerade an unserem Waldstück vorbei, meine Blicke schweifen beiläufig durch die Baumkronen, als ich abwäge, ob ich mitmache oder nicht. Ich hätte schon mal wieder Lust auf eine Ladung Chips, Gummibärchen und danach ein fettes Eis...

Da, plötzlich, fällt mir etwas Merkwürdiges auf, das ganz weit hinten, schlecht zu sehen, hoch oben an einem Ast hängt. Es ist schwer zu erkennen, aber von hier sieht es fast aus, als wäre es so etwas wie ein Indianerschmuck. Ich versuche, nicht zu offensichtlich hinzustarren, weil ich nicht möchte, dass Kati und Jana es bemerken.





„Na, was ist? Kommst du dann oder wie?“, hakt Jana nach.

„Eher nicht“, antworte ich kurz entschlossen. „Ich habe heute viele Hausaufgaben auf und das dauert länger.“

„Aha...“ So ganz nimmt sie mir das nicht ab, aber was soll sie schon dagegen sagen. Unsere Wege trennen sich. Kati, die schräg gegenüber von mir wohnt und Jana, deren Haus gleich hinter unserem liegt, gehen zu ihren Haustüren. Als beide weg sind, versuche ich, noch einmal einen kurzen Blick auf dieses komische Ding zu werfen, das ich vorhin gesehen habe, aber man kann von hier aus nichts erkennen. „Mäuschen“, ruft mich Mama mit meinen etwas zu klein gewordenen Spitznamen durch das gekippte Küchenfenster. Mist! Ich muss reingehen. Ich esse so schnell wie möglich und dann ab in den Wald, um zu sehen, was das für ein seltsames Teil ist, das da im Baum hängt, bevor es jemand anderes bemerkt. „Na, wie war es in der Schule? Habt ihr Mathe rausbekommen?“, fragt meine Mutter, während sie die dampfenden Schüsseln auf den Tisch stellt.

„Nein, Gott sei Dank nicht!“, antworte ich voller Erleichterung. „Ach, so wild wird’s schon nicht gewesen sein, wenn das dein Bruder sagt, mache ich mir wirklich Sorgen! Aber deine Noten sind doch bisher alle ganz ordentlich, Frieda.“

Erik ist mein älterer Bruder. Er ist sechzehn und echt komisch drauf. Ich sehe ihn zwar nicht mehr so oft, weil er viel mit seinen Kumpels unterwegs ist oder an seinem Roller herumschraubt. Wenn er da ist, verkriecht er sich in seinem Zimmer, hört angsteinflößende Musik und raucht heimlich aus dem Fenster. Ich ertappe ihn manchmal dabei, wenn ich auf einen Baum klettere, und erpresse ihn ab und zu damit. Ich weiß, das ist echt fies, aber sehr wirkungsvoll.

„Mama, ich muss schnell essen und dann will ich ein bisschen in den Wald, bevor ich Hausaufgaben mache, okay?“ „Schnell essen gibt’s nicht - sondern langsam, aber wenn du erst ein wenig frische Luft brauchst nach der Schule, das verstehe ich.“ So etwas versteht meine Mutter immer. Das ist praktisch.

Es gibt Grünkernknödel und Kartoffelbrei. Klingt jetzt nicht so lecker, ist aber eines der Sachen, die echt gut schmecken. Ich stopfe mir hastig zwei Knödel in die Backen und löffle den Kartoffelbrei auf. Danach schlüpfte ich in eine alte Jeans, ziehe meine türkise Fleecejacke an und setze die geringelte, bunte Mütze auf und dann ab in den Wald. Der Waldboden ist feucht und es hängen dicke Wassertropfen an den Sträuchern. Ich kämpfe mich langsam durchs Gehölz, das unter meinen Füßen knackt. Angestrengt versuche ich, den Baum wiederzufinden, an dem dieses gemusterte Ding hängt. Die wenigen Sonnenstrahlen, die durch die Äste fallen, fühlen sich gut auf meinem Gesicht an.

Die Vögel um mich herum singen ihr erstes Frühlingslied.

Ich kann den Frühling kaum erwarten.





Wie ein Adler durchforste ich jeden Winkel in den Baumkronen nach dem geheimnisvollen Etwas.

Da – endlich!

Ich sehe das graublau Ding in einer Astgabel hängen. Mein Herz klopft. Ich bin ziemlich aufgeregt. Ich spüre, dass ich gerade etwas Außergewöhnliches entdeckt habe.

Es sieht wirklich ein bisschen aus wie Indianerschmuck.

Es hat die Form eines Gürtels, der mit Federn geschmückt ist, die mit Lederbändern verflochten sind. Nicht wie so ein Faschingszeug aus Plastik einer Spielzeugabteilung.

Nein, so ECHT!

Eher so wie aus einem Kostümfilm oder eines dieser schönen Märchen, die immer zu Weihnachten im Fernsehen laufen.

Ich stehe da und denke nur: „Ich muss da rauf! Ich muss das haben!“

Aber Mann, das ist richtig hoch. So richtig gefährlich hoch. Ich klettere ja gern auf Bäumen herum, aber bei diesem hier sind die Äste so weit oben, dass ich sie gar nicht mit meiner Körpergröße erreichen kann. Mein Objekt der Begierde hängt auch nicht gerade so, dass ich es irgendwie herunterschießen könnte.

Also - wie um alles in der Welt komme ich jetzt da hinauf?

Auch will ich Erik nicht fragen, der würde da sicher leichter hochklettern können. Aber das hier will ich mit niemandem teilen.

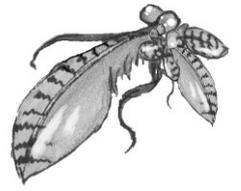
Mir kommt eine Idee.

Der erste Ast, den ich erreichen kann, ist so weit oben, da brauche ich etwas, auf das ich mich stellen kann. Ich laufe zu dem Versteck, das sich die Jungs aus der oberen Straße vor langer Zeit gebaut haben. Dort stehen immer noch vier leere Bierkästen, die sie als Hocker benutzt haben. Die hole ich mir nun und staple sie übereinander. Es dauert eine Weile, bis ich zweimal hin und her gelatscht bin.

Mir wird langsam ganz schön warm.

Ich stecke meine Fußspitze vorsichtig in die Tragelöcher der Kästen, um so bis zum ersten Ast zu gelangen. Es schaukelt alles hin und her, vor Anstrengung die Balance zu halten, wird mir richtig heiß unter der Fleecejacke.







Ich balanciere wackelig bis zur vierten Kiste, um mich von dort aus zum untersten Ast zu hangeln. Als ich meinen Fuß in den letzten Schlitz stecken will, rutsche ich mit dem feuchten Turnschuh ab und lande mit vollem Karacho auf meinem Hinterteil.

„Autsch!“ Das war ja noch nicht einmal so hoch, aber auch nicht gerade ohne Schmerz. Ich setze meine Mütze ab und packe sie in eine Jackentasche. Dann atme ich tief ein und versuche es wieder. Bei dem letzten Kasten angekommen, stoße ich mich nun mit etwas Schwung in Richtung des ersten Astes. Ich erwische ihn sogar, stoße aber leider dabei den Bierkastenturm um. Mist. Mist. Ich hänge jetzt hier wie ein dummer Affe! Ich versuche, mit den Füßen über den Stamm hochzusteigen. Nach ein paar Anläufen kann ich ihn endlich mit den Beinen umklammern, mich auf den Ast hochziehen und dort zurechtrücken. Boah.

Was hab ich da nur angefangen? Was bin ich nur für ein Dummkopf!

Jetzt sitze ich endlich hier oben - komme aber sicher nie wieder herunter.

„Super Finch, nur wegen diesem blöden Hippie teil da!“, murmele ich vor mich hin. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Gut, durchatmen und nachdenken.

Ich sehe über mir mein Wunderteil hängen und als ich wieder nach unten blicke, ist klar - wenn ich schon auf diesem Baum verhungern muss, dann auf jeden Fall mit diesem... was auch immer!

Von hier oben kann ich es besser anschauen. Wie es scheint, sind es Vogelfedern von einem Eichelhäher, die zu einer langen Kette mit Lederbändern zusammengeflochten worden sind - einfach wunderschöne, blaue Federn.

Eichelhäher sind so schöne Vögel. Ich habe sie hier schon oft beobachtet. Sie sind manchmal Nesträuber und kommen sich auch mit den Raben hier in die Quere. Ihr Federkleid ist auffallend gemustert mit blauer und brauner Farbe.

Aber warum hängt das hier und wer hat es gemacht?

Ich bin ganz fasziniert, aber dann fällt mir wieder ein, in welcher dämlicher Situation ich gerade bin. Langsam ziehe ich mich am Baumstamm hoch. Ich stütze mich mit dem rechten Fuß an einem anderen Ast ab und steige mit dem linken auf einen weiteren. Nun trennen mich nur noch ein paar Zentimeter von meinem begehrten Schatz. Ich strecke den Arm aus, soweit ich kann, doch meine Fingerspitzen reichen um eine Handbreite nicht an den herabhängenden Teil des Federschmuckes heran. Ich drücke mich etwas von dem Ast ab, auf dem ich stehe, und hole Schwung. Er schwingt leicht, aber es reicht nicht aus, um den Schmuck fassen zu können. Ich probiere es erneut, aber kräftiger, auch wenn mir schon ganz schön mulmig wird. Nur einen winzigen Abstand gilt es noch zu überwinden. Meine Finger reichen fast hin. Mit vollem Gewicht drücke ich mich vom Ast ab, springe, strecke den Arm aus...

Alles geht jetzt furchtbar schnell.





Es kracht fürchterlich unter mir, aus Reflex greife ich noch nach dem Gürtel und spüre im selben Moment, wie sich der Untergrund gerade verabschiedet. Der Ast bricht weg und ich falle.

Ich kneife die Augen zu und erwarte den Aufprall...

Doch etwas Unglaubliches passiert - als würde mich irgendetwas auffangen! Aus dem Fallen wird ein Schweben und ich gleite langsam zu Boden. Ich spüre, dass meine Schuhsohlen auf dem Laub aufsetzen, traue mich aber noch nicht, die Augen aufzumachen.

Aus der Ferne höre ich, wie jemand nach mir ruft: „Frieda! Frieda, wo steckst du, Mann?!“ Es ist mein Bruder Erik, der mich wohl suchen soll. Ich öffne meine Augen, ich bin verwirrt und benommen. Wie ein Nebel, der sich vor mir in Sekunden auflöst, erkenne ich so etwas wie eine Gestalt und es scheint, als würde die Luft... glitzern. Doch als ich genauer hinsehe, ist auch schon alles wieder weg. „Frieda, Mensch, geht’s noch?!“ Erik hat mich gefunden. Er hat mich zwar noch nicht entdeckt, weil ihm ein Gebüsch die Sicht versperrt, aber in wenigen Augenblicken wird er drumherum kommen. Ich bemerke, dass ich das Ding fest mit meiner Hand umklammere. Hastig stopfe ich es unter die Fleecejacke.

Erik steigt mir durch das Dickicht entgegen. „Sag mal, glaubst du, ich habe jedes Mal Bock, dich im Wald zu suchen?! Mama macht sich Sorgen, weil du seit drei Stunden weg bist und noch Hausaufgaben machen sollst. Wirklich Frieda, diese Kindergartennummer geht mir echt auf den Zeiger! Tommy wartet auf mich und ich eiere hier durchs Gestrüpp, nur weil du wieder Rotkäppchen spielst.“ Ich höre gar nicht, was Erik vor sich hin meckert und versuche mir vorzustellen, was da gerade passiert ist. Habe ich das geträumt? Warum bin ich nicht voll auf die Klappe gefallen? Ich hätte mir eigentlich den Hals brechen müssen! War das so eine Art „Nahtoderfahrung“? Ich habe so etwas einmal in Mamas Zeitung auf dem Klo gelesen. Menschen, die beinahe gestorben sind, hatten ganz unglaubliche Erlebnisse geschildert. Aber fast gestorben bin ich auch nicht. Immerhin bin ich ja nicht einmal gefallen - ich schwebte, als würde irgendetwas mit mir fliegen.

Aber wie kann das sein?

In meinem Kopf schwirrt alles durcheinander. Ich stapfe Erik hinterher, bis wir vor unserem Haus sind. Mama steht davor und schimpft, weil ich so lange weggeblieben bin. Meine Arme halte ich schützend um den Bauch, damit man nicht sieht, dass ich darunter etwas verstecke. „Ich habe total die Zeit vergessen, Mama. Ich habe Ameisen beobachtet.“ Erik verdreht die Augen und schüttelt den Kopf. Er merkt genau, dass ich ihr einen ganz schönen Bären aufbinde. „Ist ja gut, Frieda, aber du weißt auch, dass irgendwann mal Zeit für Hausaufgaben sein soll. Ich fahre gleich zum Yoga, und wenn Papa dann heimkommt, weiß er nicht, wo du dich herumtreibst.“





„Okay, ich gehe sofort in mein Zimmer und mache alles“, entgegne ich schnell und verschwinde übers Treppenhaus nach oben. Ich drehe lautlos den Zimmerschlüssel um, damit mich niemand mehr stören kann. Endlich allein!

Ich öffne die Fleecejacke und falte langsam mein Prachtstück auseinander, um es in Ruhe anzuschauen. Ich bin erleichtert, als ich sehe, dass es noch heil ist. Meine Finger gleiten über die weichen Federn. Sie sind sehr kunstvoll ineinander verflochten. Lange Bänder, die aussehen wie festes dünnes Gras bilden die Enden, um sie mit den Federn zu verbinden. Es sieht wunderschön aus - wie aus einer anderen Welt.

Da kommt mir wieder der Moment in den Sinn, als ich vorhin sanft auf dem Boden landete und für eine Sekunde etwas Seltsames sah, als ich die Augen öffnete. Es ging einfach alles zu schnell, aber mir war, als hätte ich eine Gestalt gesehen. Ein Mensch oder fast wie ein Mensch - wie ein Junge. Ganz kurz konnte ich in zwei schöne Augen sehen, bevor das Bild verschwand.

Puff - aufgelöst. Große, dunkle Augen - mehr konnte ich nicht erkennen.

Hat mich da jemand gerettet? Gibt es irgendwelche Wesen dort im Wald, von denen wir nichts wissen? Wie abgefahren! Irgendwie auch gruselig, allerdings total aufregend. Außerdem sah das, was ich da gesehen habe oder glaube gesehen zu haben, ganz und gar nicht gruselig aus.

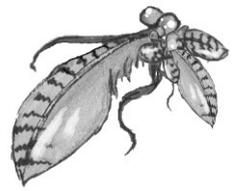
Ich verstecke meinen Fund im Kleiderschrank und krame verträumt die Schulsachen heraus. Wir haben nur etwas in Deutsch auf. Ich setze ein paar Wörter in den Lückentext, aber es fällt mir schwer, bei der Sache zu bleiben.

Es rüttelt plötzlich an der Tür und ich höre Mama sagen: „Warum ist denn hier abgeschlossen? Ich dachte, mit der Pubertät dauert es noch eine Weile.“

Mist, ich habe vergessen, die Tür wieder aufzusperren. Schnell drehe ich den Schlüssel rum. „Sag mal, schließt du jetzt dein Zimmer ab? Das sind ja ganz neue Macken.“ „Ich wollte nur, dass mich niemand bei den Hausaufgaben stört“, erwidere ich etwas unglaubwürdig. „Ach was...“ Mama zieht die Augenbrauen hoch und schüttelt den Kopf. „Ich gehe jetzt zum Yoga. Papa ist gerade heimgekommen und ich habe euch Abendessen hingestellt, also, schon mal gute Nacht!“ Sie drückt mir einen Kuss auf die Wange und geht.

„Hallo Frieda, na, einen guten Tag gehabt?“ Als ich von meinem Zimmer die Treppe herunterkomme, sitzt Papa bereits mit der Tageszeitung am Tisch und legt eine dicke Schicht Wurst auf sein Brot. Mama isst kein Fleisch, aber Papa. Er sagt, er braucht das. Wenn sie nicht da ist, sind die Wurstschichten immer viel dicker. Ich setzte mich zu ihm und mache mir ein Käsebrot. „Sag mal, Papa, gibt es in unserer Gegend eigentlich so etwas wie Indianer?“, frage ich zögerlich. Er schaut von seiner Zeitung hoch.





„Äh - Indianer? Bei uns? Nein Schnecke, bei uns gibt es keine. Die leben in Nordamerika, aber auch nicht mehr viele. Andere ähnliche Naturvölker existieren auch noch, aber auch davon sind keine bei uns angesiedelt. Die meisten sind schon zivilisiert oder ausgestorben.“

„Was heißt denn zivilisiert?“, hake ich nach. Papa atmet tief durch und trinkt von seinem Weißbier. „Na ja, wir leben zum Beispiel in einer Zivilisation. Wir wohnen in Häusern, nicht mehr in der Natur in einer einfachen Hütte oder Zelt. Wir tragen Kleidung, wir fahren Autos, haben Straßen, einen Beruf und besitzen eine gewisse Bildung, weil wir in die Schule gehen. Der klassische Ureinwohner würde praktisch in einer Hütte im Wald wohnen und sich von der Natur holen, was er zum Leben braucht. Seine Arbeit besteht darin, sich am Tag das zum Essen zu suchen, was er benötigt. Ohne Strom, Fernsehen, Supermarkt, Handy und Herzinfarkt. Leider kann der Eingeborene, sobald er von der Zivilisation erreicht wurde, nur schwer so weiterleben wie bisher, weil er nun weiß, was es da draußen in der anderen Welt alles gibt.“

Ich denke einen Moment darüber nach und antworte darauf: „Also, der Indianer oder Ureinwohner lebt in der schönen, gesunden Natur ohne Umweltverschmutzung und Schule. Was ungefähr gleich schlimm ist. Dann kommen wir Zivilisierte daher und machen ihm alles kaputt. Er muss plötzlich Hausaufgaben machen, Rasen mähen und zum Zahnarzt.“ Papa zieht erstaunt die Augenbrauen hoch und antwortet baff: „Ja, so kann man das auch sagen! Gut erkannt, kluges Kind.“ Er grinst und liest wieder in seiner Zeitung.

Eigentlich ging dieses Gespräch gar nicht dahin, wohin ich wollte. Ich will doch nur wissen, ob es hier in unserem Wald so etwas wie Eingeborene gibt. Jetzt habe ich irgendwie Mitleid mit allen Eingeborenen, wo auch immer sie sich noch verstecken können, bevor sie die Zivilisation erwischt und sie Mathe bei Herrn Sterr haben. Ich würde auch viel lieber im Wald leben - wie aufregend. Viel zu essen habe ich da zwar noch nicht gefunden, außer ein paar weggeworfene Süßigkeitenreste von Jana.

Die Tür fällt ins Schloss und Erik kommt herein. „Hi Paps!“ Er setzt sich zu uns an den Tisch und macht sich zwei dicke Wurstbrote, die er in Windeseile verdrückt. „Was war das denn im Wald heute? Was treibst du da eigentlich immer so lange?“, fragt Erik mich mit vollem und mit Brotkrümel verziertem Mund. Ich ziehe die Schultern hoch und erwidere nur: „Nichts, nur etwas rumklettern und so rumhängen...“ Für einen kurzen Moment dachte ich, er würde mich auf das Fundstück oder diese Gestalt ansprechen, aber scheinbar hat er davon gar nichts mitbekommen. Zum Glück!

Später an diesem Abend liege ich noch lange wach im Bett und überlege, was ich heute eigentlich genau erlebt habe.





Irgendwann bin ich mir gar nicht mehr so sicher, ob ich wirklich jemanden gesehen habe oder ob mir meine Fantasie einen Streich gespielt hat. Schließlich schlafe ich darüber ein.

Mama ruft mich am nächsten Tag zum Frühstück. Sofort fällt mir alles von gestern wieder ein und meine Gedanken kreisen nur darum. Ich habe heute nicht so lange Schule, es ist nämlich Freitag und somit - zum Glück - bald Wochenende! Das heißt, ich habe Zeit, um herauszufinden, was da im Schrank liegt.

Anna steht wie jeden Morgen vor der Schule und wartet auf mich. Sie ist wie immer perfekt frisiert und sieht - im Gegensatz zu mir - sehr ordentlich aus. Ich erzähle ihr eigentlich alles, aber dieses Mal habe ich das Gefühl, dass dies nur für mich bestimmt ist. Also lasse ich es. Wir reden über den üblichen Kram. Wohin wir in den Ferien fahren, was sie sich für ein Poster übers Bett gehängt hat und ob ich schon für Deutsch geübt habe. Aber trotzdem bin ich die ganze Zeit bei meinen Hirngespinnsten und kann es kaum erwarten, bis die Schule endlich aus ist, damit ich in den Wald kann.

Jana und Kati überhole ich im Eiltempo beim Rückweg. Und als sie verdutzt gucken, rufe ich nur: „Hab heute noch viel zu tun!“ Mein Schulranzen fliegt erst einmal in hohen Bogen in die Ecke, als ich zu Hause bin.

„Hallo Mama, haben wir eigentlich fürs Wochenende was vor?“

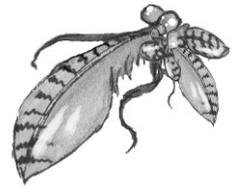
Sie schaut überrascht aus der Küche. „Hallo Maus, ja also, wir haben noch nicht wirklich Pläne gemacht, aber wir können bei dem schönen Frühlingswetter ja wandern gehen oder eine Radtour machen.“

„Nein, Mama, lass uns doch mal nur zu Hause bleiben. Ich möchte einfach nur im Wald spielen und rumhängen.“ Meine Mutter guckt etwas verwirrt und meint darauf: „Ähm, na gut, nichts tun, nur rumhängen. Habe ich auch kein Problem damit. Ich mach dann halt meinen Garten.“

Gut, das wäre geklärt. Mama kann ausgiebig ihren Garten pflegen, Papa hat Zeit, seine Zeitungen zu lesen und Erik macht sowieso sein eigenes Ding. Gleich nach dem Essen gehe ich in den Wald und nehme die Fährte wieder auf.



2. Die wundersame, glitzernde Begegnung



Als ich losgehe und die Straße hinter mir lasse, merke ich, dass nun etwas anders ist. Das Gefühl der Entspannung, das ich sonst immer gehabt habe, wenn ich in den Wald gegangen bin, ist der Aufregung gewichen. Ich stapfe vor mich hin und schaue zu den Baumkronen hinauf. Ich suche jetzt jemanden. Jemanden, der etwas Besonderes verloren hat. Ich steuere den Eichenbaum an, von dem ich gestern mehr oder weniger hinuntergefallen bin. Die Bierkästen liegen noch da. Ich schaue zu dem abgebrochenen Reststück des Astes hinauf, auf den ich gestern geklettert bin - ganz schön hoch! Das hätte echt wehgetan. Ich blicke zu unserem Haus zurück. Von hier aus kann man durch das Dickicht noch ein kleines Stück davon sehen. Plötzlich bemerke ich aus dem Augenwinkel einen Vogel, der auf dem Baum sitzt. Er ist ziemlich groß. Ich linse zu ihm hinüber. Es ist ein Eichelhäher. Er hat dieselben wundervollen, blaubraunen Federn wie der Gürtel. Es scheint, als hätte er gar keine Angst vor mir. Ich bewege mich nicht und halte still. Wir bäugeln uns. Auf einmal scheint die Sonne durch die Blätter und helle Lichtstrahlen breiten sich durchs Geäst aus. Die Sonne kitzelt meine Nase und... „Hatschi!“ Mein Niesen schallt durch den ganzen Wald.

Als ich mich wieder gefangen habe und nach oben schaue, ist der Vogel weg. „Schade“, murmle ich und als ich nochmal genauer hinsehe, bemerke ich, dass dort in der Luft etwas glitzert. Es sieht aus wie feines, silbernes Minikonfetti, das da niederrieselt. Wie aufgewirbelter Staub, aber Staub ist es nicht. Es schimmert auch in Gold- und Grüntönen, bis es einfach aufhört.

„Wow! Was war das denn jetzt?!“ Suchend wandert mein Blick durch das Geäst, weil ich versuche, den verschwundenen Vogel wieder aufzuspüren und die Quelle des Glitzerstaubes ausfindig zu machen.

„Wo hast du mein Band?“, höre ich da plötzlich eine Stimme von oben. Wie vom Blitz getroffen zucke ich zusammen und schaue erschrocken zu dem Ast, wo kurz zuvor noch die Glitzerwolke war. Ich kann nicht glauben, was ich sehe. Dort sitzt ein Junge. Er ist ein wenig älter als ich - vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, schätze ich. Seine Haut ist ein bisschen dunkler als meine und seine Augen sind schwarze, große Knöpfe. Sein Haar ist etwas mehr als kinnlang und leicht wellig. Er trägt ein dunkelgrünes Hemd und eine braune Hose. Die Schuhe sehen so ähnlich aus wie Mamas Mokassins.

Ich bin wie versteinert und starre ihn nur an.
Er sieht unglaublich aus - wie aus einem Märchen entsprungen!
So eine Mischung aus Mogli und Peter Pan. Er ist wunderschön.





